

Musikan. Welt aus.

Freitag, 14. März, 21:43 Uhr

Regentropfen prasselten so fest gegen die beschlagenen Scheiben, dass ich Angst hatte, sie würden jede Sekunde brechen. Wenn sogar diese lächerlichen knallroten Hämmerchen zwischen jeder Sitzreihe des Busses es schafften, das Glas zu zersplittern, dann auch dieser Sturm. Und zwar mit Leichtigkeit.

Zum Glück musste ich bei der nächsten Haltestelle raus.

Nervös trommelte ich mit den Fingern zum Rhythmus des Songs in meinen Ohren auf meine Oberschenkel. Die ganze Fahrt über hatte ich die Kopfhörer nicht abgenommen. Auch nicht, als der blasse Typ mit den Rasterlocken versucht hatte, ein Gespräch mit mir zu führen. Ich hatte so getan, als würde ich ihn nicht bemerken. Smalltalk war das Letzte, was ich im Moment brauchte.

Außerdem wollte ich meine Musik nicht ausmachen. Sie gab mir Mut. Mut, das zu bewältigen, was vor mir lag.

Als der Bus sein Tempo verlangsamte, erhob ich mich und schob mich an dem blassen Kerl vorbei. Ich war froh,

rauszukommen. Nicht nur, weil ich befürchtete, die Scheiben könnten tatsächlich brechen. Ich hielt den strengen Geruch meines Sitznachbarn nicht mehr aus. Als er sich vor einer Stunde zu mir gesetzt hatte, war mein prüfender Blick kurz über ihn gewandert. Dabei hatte ich festgestellt, dass er keine Schuhe trug. An so etwas musste ich mich wohl gewöhnen. Nun, wo die Großstadt mein Zuhause war.

Vermutlich nahm der Typ die gleiche Haltestelle wie ich. Und auch alle anderen Fahrgäste hatten ein und das gleiche Ziel: das Herz von New York. Trotzdem wollte ich vor allen anderen dieses müffelnde Fahrzeug verlassen.

Noch während der Bus in die Haltestelle einfuhr, zog ich meinen Rucksack aus dem Staufach oberhalb der Sitze. Bevor ich ihn mir über die Schulter warf, zupfte ich meine Lederjacke zurecht. Dann zog ich die Kapuze meines Pullis über das schwarze Haar, wodurch ich mich merkwürdig unsichtbar fühlte. Genau das wollte ich sein.

Ohne einen der Anwesenden zu beachten, marschierte ich nach vorne. Außer mir waren auch andere Fahrgäste aufgestanden, an denen ich mich dezent vorbeisob und sämtlichen Blicken auswich.

Die wackeligen Türen des Busses öffneten sich mit einem Quietschen, ehe mir eine Wolke aus Abgasen entgegenschlug. Ich sprang hinunter auf den Asphalt und ging ein paar Schritte, um den anderen nicht den Weg zu versperren. Wir waren an einem überdachten Busbahnhof angelangt. Der Boden unter meinen Füßen war

einigermaßen trocken, doch das Donnern des Regens vernahm ich trotz Kopfhörer. Obwohl es Mitte März war, bebte mein Körper vor Kälte.

Ganz automatisch schob ich die Hand in meine Jackentasche und zog eine Packung Zigaretten hervor. Das gab mir Zeit, um über die nächsten Schritte nachzudenken. Denn bisher hatte ich mich dagegen vehement gewehrt. Ich hatte meinen Kopf mit Punk Rock vollgefüllt, um ihn mir nicht über das zu zerbrechen, was ich da eigentlich tat.

Um mich herum verteilten sich die Menschen, die nach mir aus dem Bus stiegen. Ich sah den barfüßigen Typen, der sich leicht schwankend entfernte und dabei direkt in eine Pfütze latschte. Doch das schien er nicht einmal zu bemerken.

Willkommen in New York.

Kopfschüttelnd zog ich mein Handy aus der Jackentasche, um einen Song zu überspringen, wobei ich die Nachrichten entdeckte, die in den letzten Stunden eingegangen waren. Meist Geburtstagsglückwünsche von Leuten, die ich nicht mal richtig kannte.

Und eine SMS von Hilda.

April, wo steckst du?

Kopfschüttelnd pustete ich den Rauch aus und steckte das Handy zurück in meine Tasche. Als ich sie vorhin verzweifelt nach Antworten angebettelt hatte, hatte sie

geschwiegen. Nun war ich es, die stumm blieb.

Mein ganzes Leben lang hatte sie mich belogen. Und selbst jetzt sagte sie mir nicht die ganze Wahrheit.

Dieses Miststück.

Wütend warf ich die Zigarette zu Boden und trat sie mit dem Stiefel aus, bemüht, die aufsteigende Verzweiflung in mir zu unterdrücken, die sich einen Weg in meine Kehle suchte. Ich wollte schreien. Einfach alles rauslassen.

Vermutlich würde man mich hier nur kurz verwirrt ansehen, dann aber bloß mit den Schultern zucken und weitergehen. Ich wollte keiner dieser Verrückten sein, die barfuß durch Pfützen marschierten.

Ich war hier, um die Wahrheit herauszufinden. Koste es, was es wolle.

Es ist doch nur Chaos.

Donnerstag, 13. März, 12:00 Uhr

»Hast du gehört, dass jemand den armen Dunkin geklaut hat?«, fragte Bean, als ich mich wortlos auf den Stuhl ihr gegenüber niederließ und meinen Rucksack unter den Tisch kickte. Die grün-braunen Augen meiner besten Freundin klebten an ihrer Gemüsesuppe, das aschblonde Haar war auf ihrem Kopf zusammengebunden – wie immer, wenn sie aß. Sie tat es mit Leidenschaft, da durfte ihr nichts in den Weg kommen.

Als ich stumm blieb, hob Bean den Kopf und fixierte mich. »Was hast du mit ihm angestellt?«

Ich konnte nicht anders, als zu grinsen. Dunkin hieß das Skelett aus dem Biosaal. Schon so oft hatte ich mich gefragt, wie gut seine Knochen wohl zusammenhielten. Jede dritte Stunde hatte es mich in den Fingern gejuckt, ihn anzufassen und herauszufinden, ob er echt war oder nur ein Fake.

»Wir haben getanzt heut Nacht.« Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und ließ den Kopf mit einem tiefen Seufzen in den Nacken fallen. »Die ganze Nacht, heut Nacht.«

»April.«

Ruckartig setzte ich mich wieder auf und betrachtete meine beste Freundin. Ein Zucken umspielte ihre Mundwinkel, das sie mit aller Kraft zu unterdrücken versuchte. Bean – deren eigentlicher Name Breanne war – tat gerne so, als wäre sie mein guter Schulterengel. Als müsste sie mir ins Gewissen reden. Dabei wusste sie genau, dass das keinen Sinn hatte. Ich machte, was mir gefiel.

»Was hast du mit Dunkin gemacht?«

»Das habe ich dir doch gerade gesagt. Wir hatten einen wundervollen Abend. Aber als die Uhr Mitternacht schlug, musste ich ihn in der Sporthalle stehen lassen.«

Bean atmete tief durch. »Wann wirst du endlich mit diesem Unsinn aufhören? Die halbe Schule ist ausgetickt, als Dunkin nicht an seinem Platz war.«

Und warum genau sollte mich das interessieren? Ich hatte ihn ja nicht in irgendeinem Vorgarten verscharrt.

»Ganz ruhig, Bean. Es ist doch nur ein wenig Chaos.«

Kopfschüttelnd wandte sich meine beste Freundin wieder ihrer Suppe zu. Manchmal hatte sie diese merkwürdigen Phasen, in denen sie glaubte, sich gesund ernähren zu müssen. Sie schaffte es aber nie, es ganz durchzuziehen. So standen neben dem Teller Suppe auch noch eine kleine Portion Pommes und ein Schokomuffin. Und eine Dose Cola.

»Isst du denn gar nichts?«, fragte Bean, als sie merkte, dass ich mir kein Tablett geholt hatte.

»Doch.« Ich lehnte mich nach vorne und stahl das

längste Stück Pommes, das ich erspähte. »Danke, Bean.«

Ich nannte sie so, weil ich als Kind Probleme damit gehabt hatte, ihren Namen auszusprechen. Und, weil sie einfach keine Breanne war. Sie war eine Bean – durch und durch.

Meine beste Freundin schnaubte. »Ja, gönn dir mal ein paar Kalorien. Dunkin hat mehr auf den Rippen als du.«

»Ich muss die Chance nutzen«, erklärte ich schulterzuckend. »Zu Hause futtert mir Yvonne alles weg.«

Bean verdrehte die Augen. Nicht etwa, weil ich Späße machte. Sondern, weil sie meine kleine Schwester genauso wenig ausstehen konnte wie ich selbst.

»Also«, meinte sie und legte dabei den Löffel zur Seite. Die Suppe war aufgegessen. Nun griff Bean nach dem Muffin – was bedeutete, die Pommes gehörten mir. »Hast du was geplant wegen morgen?«

»Was ist morgen?«

Beans Blick war scharf wie ein Laser. »April.«

Stöhnend griff ich nach ihrer Portion Pommes und zog sie zu mir herüber. »Nein, ich hab nichts geplant. Es ist auch nichts Besonderes.«

»Du wirst sechzehn«, erinnerte meine beste Freundin mich, als könnte ich das vergessen. »Wenn das nicht etwas Besonderes ist, was dann?«

»Keine Ahnung. Tanzende Skelette?«

»Kannst du nicht einmal ernst bleiben?« Bean klang verzweifelt. Sie musterte mein Gesicht eingehend. Und

ich ihres. Dafür, dass wir beide uns wie Schwestern fühlten, könnten wir unterschiedlicher nicht sein. Ihr Haar war hell und glatt, meines dunkel und lockig. Meine Augen hatten eine hellblaue Farbe, ihre waren grünlich. Wie eine Bohne.

Ich kannte Bean, seit ich denken konnte. Sie war der einzige Mensch, der mich verstand. Der mit mir über Dummheiten lachte, anstatt sie als kindisch abzustempeln. Wenn ich sie nicht hätte, hätte ich vermutlich längst über die Stränge geschlagen und würde in irgendeinem Heim für schwererziehbare Mädchen sitzen.

Obwohl ich dort bestimmt mehr Spaß hätte als zu Hause.

»Okay«, willigte ich schließlich ein und senkte die Stimme. In der Cafeteria wimmelte es nur so von Feinden. Schülern, meinte ich natürlich.

Aber wem wollte ich etwas vormachen? Ich hatte nicht den besten Ruf an der Schule. Was vor allem daran lag, dass ich fleißig an meiner Reputation arbeitete. Das Tänzchen mit Dunkin war da noch harmlos. Ich hatte schon wegen dümmere Streichen im Direktorenzimmer gesessen.

»Du und ich. Nach Sonnenuntergang. Wir nehmen dein Auto und fahren überall hin, wo es uns gerade hinzieht.«

Nachdenklich kaute Bean auf ihrem Muffin. »Ich hatte da eher an eine Party gedacht.«

Unbeabsichtigt lachte ich auf und ließ mich im Stuhl

zurücksinken. »Und wen soll ich bitteschön einladen? Dich und Trace. Dann vielleicht noch meine Horrorschwester und ein paar Musterschüler? Die Leute haben Angst vor mir, Bean. Wenn ich sie einlade, glauben sie noch, ich habe vor, sie bei einem Vollmondritual an Satan zu opfern.«

»Jetzt übertreibst du«, meinte Bean. Überzeugend klang sie dabei jedoch nicht. Wir beide kannten die Blicke und das Tuscheln, das mir durch die Gänge folgte. Es klebte an meinen Schuhsohlen wie eine Länge Klopapier, die ich ungewollt mit mir herumschleppte.

Ich tat meistens das, worauf ich gerade Lust hatte. Ohne darüber nachzudenken. Und oft handelte ich mir damit Ärger ein. Aber was sollte das schon? Dann verbrachte ich eben ein paar Stunden meines Lebens im Direktorenzimmer oder beim Nachsitzen. Es gab Schlimmeres. Zum Beispiel, sich jeden Spaß im Leben zu verwehren.

»Wie auch immer.« Ich erhob mich und griff nach meinem Rucksack, in dem es verdächtig schepperte.

Beans Augenbrauen hoben sich, als sie mich musterte. »Was besprühst du diesmal?«

Ich legte den Zeigefinger an die Lippen, konnte aber nicht anders, als zu grinsen. Ich warf meiner besten Freundin einen Luftkuss zu, bevor ich mir den Rucksack über die Schulter warf und mir einen Weg aus der Cafeteria suchte.

Niemand mag Verräter.

Donnerstag, 13. März, 19:52 Uhr

Heute kam ich so spät nach Hause, dass Dads Wagen bereits in der Einfahrt stand. Er war der Einzige in der Familie, der ein Auto besaß. Oder einen Führerschein.

Wie gewohnt war die Haustür nicht abgeschlossen – ein weiterer Grund, warum ich mein Zimmer dafür immer sorgfältig versperrte. Der andere war meine unfassbar neugierige kleine Schwester mit der großen Klappe. Egal, was ich auch zu verstecken versuchte, sie spürte es auf und präsentierte es Mom auf dem Silbertablett.

Ihr braves kleines Mäuschen.

Ohne meine Jacke auszuziehen, schlich ich auf direktem Weg die Treppen hoch. Im Haus roch es noch ein wenig nach Essen, was mich vermuten ließ, dass meine Familie ohne mich gespeist hatte.

Kaum hatte ich mein Schlafzimmer betreten, drehte ich den Schlüssel um und atmete tief durch. Den Rucksack legte ich auf dem Bett ab. Ich musste die Farbdosen darin verschwinden lassen, bevor meine Eltern sie zu sehen bekamen. Die beiden waren streng gegen das Besprühen von Dingen. Noch ein Grund mehr, warum es mir so viel

Freude bereitete.

Ich befreite mich aus meiner Jacke und zog die Zigarettenschachtel daraus hervor. Mom hasste es, wenn ich im Haus rauchte. Aber solange Dad das Gleiche im Wohnzimmer tat, würde ich auch in meinem Zimmer nicht damit aufhören.

Die Farbdosen ließ ich unter dem Bett verschwinden und machte dann meine Stereoanlage an. Es war mir egal, ob man mich unten hören konnte oder nicht. Meine Eltern würden nicht hochkommen, um nach mir zu sehen. Mich zu fragen, ob ich bereits zu Abend gegessen hatte. So etwas hatte ich mal vor Jahren bei Bean erlebt. Wir waren im Kino gewesen und erst spät zurückgekommen – zumindest für unsere damaligen Verhältnisse. In Wahrheit war es vermutlich erst sieben Uhr gewesen. Ihre Mutter hatte unser Kommen bemerkt und uns gefragt, ob wir Hunger hätten. Das Merkwürdigste daran: Sie war tatsächlich in die Küche gegangen, um uns Sandwiches zuzubereiten. Einen Moment lang hatte ich die Welt nicht mehr verstanden. Als mir dann klar geworden war, dass das für Bean völlig selbstverständlich zu sein schien, hatte ich versucht, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen.

Danach hatte ich jede freie Sekunde bei Bean und ihrer Familie verbracht. Ich hatte mich dort mehr zu Hause gefühlt als hier. Doch irgendwann hatte mich die Erkenntnis wie ein Schlag in den Magen getroffen: Beans Familie war nicht meine. Ich gehörte nicht dazu. Weder

hier noch dort.

Seither war der Kontakt zwischen Bean und mir nicht mehr so eng. Ich zog meist allein um die Häuser, vor allem, um meine beste Freundin nicht mit reinzuziehen, sollte mir mal wieder eine spontane Idee kommen, die jede Menge Ärger bedeuten könnte. Im Gegensatz zu mir hatte sie Eltern, die sich um sie kümmerten. Ich wollte ihnen keinen Grund zur Sorge geben.

Die Türklinke schnellte nach unten und ich fuhr herum. Selbst nach über fünfzehn Jahren hatten sie nicht kapiert, dass die Tür immer versperrt war.

»April, mach auf!«

Genervt verdrehte ich die Augen. Meine Zigarette stopfte ich in den Aschenbecher, der eigentlich eine Obstschale war, die ich mal im Kunstunterricht gebastelt hatte. »Was willst du, Yvonne?«

»Mama fragt, wo du dich so lange rumgetrieben hast!«

Ich stöhnte. War sie tatsächlich zu faul, um selbst die Treppen hochzulaufen?

»Sag ihr, ich war unterwegs.«

Stille.

Ich konnte mir Yvonne gerade sehr gut vorstellen. Ihr pummeliges Gesicht lief stets rot an, wenn sie nicht das bekam, was sie wollte. Das hatte sie sich von Mom abgeschaut. Sie war ihr exaktes Ebenbild. Nur etwas kleiner. Yvonne war drei Jahre jünger als ich und das Goldstück unserer Eltern. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt – was nicht bedeutete, dass ich es toll fand.

Ganz im Gegenteil. Die Ungerechtigkeit schien mich manchmal zu ersticken. Aber das ließ ich nicht zu. Ich atmete weiter.

»Wo warst du unterwegs?«

»In der Umgebung«, gab ich knapp zurück und hoffte, sie damit endlich loszuwerden. Yvones Ausdauer war nicht die beste. Weder beim Sport noch bei Befragungen.

Wieder kehrte Stille ein, doch dieses Mal war es anders. Diesmal spürte ich den sanften Zug, der dem Sturm voranging. Und dieser prasselte schon in der nächsten Sekunde wie aus dem Nichts auf mich nieder.

»Mamaaaaa!« Yvones Stimme überschlug sich fast. Sie war so durchdringend, dass ich unbeabsichtigt zusammenzuckte und mir die Hände auf die Ohren presste. »April war wieder gemein zu mir!«

Erneut machte sich dieser Druck um meine Brust breit. Dieses Gefühl, unter Wasser gezogen und nicht mehr atmen zu können.

»April!«

Die Stimme meiner Mutter schallte durch das Haus. Ich sah sie fast vor mir, wie sie sich von der Couch hochhievt, nur um die Treppen raufzustapfen und mir eine Standpauke für etwas zu halten, das ich nicht getan hatte.

Brennende Wut füllte meinen Bauch. Ich hatte das sowas von satt!

Aus einem Impuls heraus zog ich den Rucksack unter dem Bett hervor und marschierte auf das Fenster zu. Zwar

befand sich mein Zimmer im ersten Stock, aber das hinderte mich lange nicht mehr daran, diesen Fluchtweg zu nutzen. Ich schob die Scheibe nach oben und stieg auf den Dachvorsprung. Von dort aus kletterte ich wie so oft das Holzgestell hinunter, das den wilden Wein stützen sollte, der schon vor Jahren eingegangen war.

Früher hatte sich Bean oft auf diesen Weg in mein Zimmer geschlichen - mittlerweile nutzte ich ihn nur noch, um aus diesem Irrenhaus zu fliehen.

Genau das war es, was ich im Moment brauchte: Frische Luft, um in diesem Haus nicht zu ersticken.